Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 32 (1950)
Heft: 7

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 17. Februar 1960 | Erscheint jeden Freitag | 33. Jahrgang Nr. 7

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 12.50, halbjährlich Fr. 6.80. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.–. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze, Verlag, Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 272975, Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 22252, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Das Pfarramt der Frau und das Neue Testament

Man könnte innerhalb der umfangreichen Literatur, die sich mit der Stellung der Frau im Neuen Testament beschäftigt, eine paulusfreundliche und eine paulusfeindliche Richtung unterscheiden. Die erstgenannte sucht sehr häufig den Ausschluss der Frau vom Pfarramt und von einem kirchlichen Mitspracherecht mit paulinischen Zitaten zu begründen, die paulusfeindliche hingegen verteidigt den Befreiungskampf des weiblichen Geschlechts und macht dem grossen Apostel zum Vorwurf, das Dogma von der Minderwertigkeit der Frau durch seine Autorität verewigt zu haben. Einen neuen Weg geht die sehr beachtenswerte Studie von Prof. Leenhardt (Genf) und Prof. Blanke (Zürich): **Die Stellung der Frau im Neuen Testament und in der alten Kirche.** (Zwingli-Verlag, Zürich). Die Verfasser dieser Schrift verbinden mit einer paulusfreundlichen Haltung eine frauenfreundliche, das heisst sie befürworten und rechtfertigen die Mitarbeit der Frau in der Kirche gemäss den heutigen Forderungen.

Das Hauptanliegen von Prof. Leenhardt, dessen Beitrag an der erwähnten Arbeit hier zunächst besprochen sei, ist die Einordnung der Frau in die pfarramtliche Tätigkeit. Es handelt sich für ihn darum, das Pfarramt durch den spezifisch weiblichen Beitrag zu bereichern, die Kräfte der Frau für den kirchlichen Dienst fruchtbar zu machen. Die Argumente, die man ihrem Zutritt zum vollen Pfarramt entgegenstellt, sind fast durchwegs nicht stichhaltig, wenn nicht sogar beleidigend. Sie bringen auf bemühende Weise den unbewussten Hochmut des Mannes zum Ausdruck, der die Charakterzüge seines Geschlechts als Zeichen der Ueberlegenheit wertet. Man behauptet immer wieder, der Apostel Paulus habe der Frau untersagt, in der Kirche das Wort zu ergreifen. Man behauptet immer wieder, das biblische Frauenideal bestünde in der Untertänigkeit. Und man behauptet, dass die Frau für den Sündenfall und dessen Folgen verantwortlich zu machen sei.

Aber Paulus hat der Frau nicht untersagt, in der Kirche das Wort zu ergreifen: In der korinthischen Gemeinde hatten Frauen die Gnadengabe der Rede aus Eingebung. (1. Kor. 11, 5). Es ist die prophetische Rede, welche die Kirche erbaut, die sie tröstet, ja sogar unterrichtet. Die Frau, die prophezeit, erfüllt somit in der Kirche die Funktion, die wir heute der Predigt zuerkennen. Die Bedeutung der prophetischen Funktion wird erhellt durch die Tatsache, dass Paulus die Prophetie mit dem Apostelamt und dem Lehramt zu den lebendigen Aeusserungen der Gemeinde zählt. In der Stufenleiter der charismatischen Gaben folgen die Propheten immer unmittelbar den Aposteln. Durch die Teilnahme an der Rede aus Eingebung nimmt die Frau also einen Platz ein, dessen Wichtigkeit unverkennbar ist. Die Eingebungsrede tritt nach den paulinischen Briefen immer als öffentliche Tätigkeit in Erscheinung.

Mit diesem öffentlichen Auftreten der Frau stehen die berühmten Worte: «Die Weiber sollen in den Versammlungen schweigen» in so krassem Widerspruch, dass die verzweifeltsten Versuche unternommen worden sind, diesen Widerspruch zu beseitigen. Namhafte Theologen erachten das Schweigegebot als späteren Einschub, der nicht von der Hand des Paulus stammt. Wichtige Gründe sprechen hiefür. Prof. Leenhardt glaubt diese Ansicht nicht teilen zu dürfen. Aber er weist mit Recht darauf hin, dass in den beiden Bibelstellen 1. Kor. 11, 5 und 1. Kor. 14, 34 im griechischen Text zwei ganz verschiedene Zeitwörter für «reden» gebraucht werden. (Propheteuein und lalein). Im Schweigegebot handelt es sich um eine Massnahme der Disziplin korinthischen Frauen gegenüber, die Fragen stellten, Erklärungen verlangten, vielleicht sogar Einwürfe erhoben. Man vergegenwärtige sich die mangelhafte Erziehung der damaligen orientalischen Frauen! Diese weist Paulus an, im häuslichen Kreise ihre Männer um Auskunft zu befragen, anstatt die Versammlungen durch Reden zu verwirren, die nicht der Erbauung dienen. Die Eingebungsrede wird von diesem Verbot nicht betroffen. — Ein Redeverbot findet sich auch im 1. Timotheusbriefe, der von vielen neutestamentlichen Forschern nicht Paulus, sondern einem andern Verfasser zugeschrieben wird. Auch Leenhardt bezweifelt kategorisch die paulinische Herkunft dieses Redeverbotes. Ein anderer Geist weht durch diese Seite des Timotheusbriefes, die der Frau die Schuld des Sündenfalls allein aufbürden und ihre Minderwertigkeit daraus folgern will. «Er scheint uns weder biblisch noch evangelisch.»

Hätte Paulus die Frauen zum Schweigen verurteilt, dann wären ihrer nicht so viele mit seinem Apostelamt verbunden gewesen. Lydia in Philippi, Phöbe in Kenchreä waren feste Stützen junger Gemeinden. Im Römerbrief grüsst Paulus die Gläubigen, «die treue Arbeit tun im Herrn», neben 18 Männern auch 8 Frauen. Allen voran steht Prisca, die stets vor ihrem Gatten genannt wird. «Grüsset Prisca und Aquila, meine Mitarbeiter in Ch. Jesus, denen nicht ich allein danke, sondern auch alle Gemeinden aus den Heiden!» Prisca und Aquila sind wie Nympha in Kolossae der Mittelpunkt einer Hausgemeinde; sie erteilen dem philosophisch gebildeten Apollos die religiöse Unterweisung und gewinnen ihn dadurch für das echte Evangelium. Harnack meinte sogar, man dürfe für Prisca, die ihre reiche Begabung in den Dienst der paulinischen Mission stellte, die Bezeichnung Apostel in Anspruch nehmen. Bedeutende Mitarbeiterinnen und Kampfgenossinnen des Apostels waren auch Evodia und Syntyche, die am Werk der Gemeinde von Philippi in hervorragender Weise beteiligt waren. (Phil. 4, 3).

Paulus hat — so führt Prof. Leenhardt aus — kein Dogma von der Inferiorität der Frau geprägt. Er suchte die Stellung der Frau im Lichte der Mythen des 1. Mosesbuches zu erfassen und kam zur Erkenntnis, dass die Frau dem Manne zugeordnet sei. Diese Zuordnung ist keineswegs Unterordnung. Die Frau ist nicht eine Person zweiten Ranges und sie ist keineswegs ein Trabant des Mannes. Sie verwirklicht ihre Berufung, wenn sie dem Manne eine ihm ebenbürtige Hilfe wird, und der Mann verwirklicht seine Berufung nur völlig in der Einheit, die ihn in der Frau seine unerlässliche Ergänzung finden lässt. In der Tat ist die Frau nicht abhängiger vom Mann als der Mann es ist von der Frau. Weder der Mann noch die Frau können ihre zeitliche Bestimmung für sich allein erfüllen, auch wenn die Abhängigkeit nicht für beide dieselbe ist und ihre Stellung nicht vertauscht werden kann.

Auf Grund dieser Einsichten erachtet Prof Leenhardt es als notwendig, dass die Frau dem Mann in der Leistung der Kirche jene Hilfe angedeihen lässt, die zu leisten sie von Gott berufen ist. «Wir müssen uns fragen, ob es gut sei für die Kirche, dass der Mann allein sei. Allein regiert der Mann das bürgerliche Gemeinwesen nicht gut, ebenso wenig regiert er die Herde Gottes gut. Der Mann allein schafft eine «männliche» Kultur und Zivilisation. Allein schafft er auch eine «männliche» Theologie und Kirchlichkeit. Nichts beweist, dass die gegenwärtige, von Männern geschaffene Form des Amtes die einzig mögliche oder einzig wünschbare Form des Amtes sei. Der Heilige Geist spendet seine Gaben ohne Unterscheidung des Geschlechts. Es gibt Gaben, welche die Begabten verpflichten. «Haben wir das Pfarramt der Frau vielleicht zurückgewiesen aus Trägheit davor, die ihm geeignete Form zu finden und aus Feigheit vor der Verantwortung?»

L. v. Senreyder

Volksabstimmung in England

Am 3. Februar wurde durch königliches Dekret das Parlament aufgelöst und für den 23. Februar wurden Gesamterneuerungswahlen ausgeschrieben. 640 Unterhausabgeordnete haben somit ihre Tätigkeit niedergelegt, darunter 22 Frauen, und beinahe alle müssen sich erneut der Prozedur einer Wiederwahl unterziehen. Einem Parlamentsbeschluss zufolge wurden die Wahlbezirke im letzten Jahr neu eingeteilt. Die «Geschäfts- und Universitätsstimmen» wurden abgeschafft, welche vielen englischen Stimmberechtigten die Möglichkeit gaben, zwei, ja sogar drei Stimmen gleichzeitig abzugeben: eine an ihren Wohnorten, eine im Bezirk ihrer Geschäftsadressen, und eine für die ehemalige Universität. Es wird allgemein gutgeheissen, dass ein Wähler nur Anrecht auf e i n e Stimme haben soll. Die Gesamterneuerungswahlen müssen verfassungsgemäss mindestens alle fünf Jahre durchgeführt werden, ausgenommen während eines Krieges. Diese Wahlen sind, neben den weniger «aufregenden» Gemeindewahlen, die einzigen Gelegenheiten, bei denen die englische Bürgerin und der englische Bürger die Stimme abgeben können. Wenn einmal das Unterhaus neu bestellt ist, dann übernimmt dieses die volle Verantwortung über das Wohl und Weh des englischen Volkes im Land und ausserhalb des Landes. Ferner gilt in England das Majorz- und nicht das Proporz-System: somit gilt in jedem einzelnen Wahlbezirk der Kandidat als gewählt, der am meisten Stimmen auf sich vereinigen kann. So ist es möglich, dass die Besetzung des Unterhauses in keinem richtigen Verhältnis zum Volksentscheid steht. Das eben aufgelöste Unterhaus z. B. amtete seit 1945 unter der Führung der «Labourparty» mit einem Mehr von 200 Abgeordneten, obwohl nur 48 Prozent der Bevölkerung die Stimme für «Labour» abgegeben hatten. Nach kompetenter Schätzung genügt ein Umschwung von 6—7 Prozent der Stimmen, diesmal, um nicht nur dieses absolute Mehr zu schwächen, sondern die «Labourparty» in die Opposition zu verdrängen. Das ist der Hauptgrund, warum sich ein seriöser Berichterstatter hüten wird, sich auf irgendwelche Voraussagen einzulassen.

6—7 Prozent der Stimmberechtigten sind rund 2—2,5 Millionen Wähler und machen das «floating vote», die «Schwimmende Wählerschaft» aus. Um diese Stimmen geht nun der eigentliche Wettbewerb. Beide grossen Parteien versuchen, diese Menschen zu überzeugen, dass ihr Programm den einzig richtigen Weg für Englands Zukunft bilde. Auch die Liberalen sind sehr rege und bemühen sich mit ihrem Schlagwort: nicht links, nicht rechts — sondern voran! und mit einem klaren Wahlprogramm, die Stimmberechtigten auf ihre Seite zu ziehen. Auch das Radio macht völlig unparteiisch an dem Wettkampf mit, indem es fast täglich für 10 Minuten bis zu einer halben Stunde die normalen Sendungen unterbricht, und Wahlrednern aller Parteien (auch einem Kommunisten) Gelegenheit bietet, bei möglichst vielen Menschen Gehör zu erhalten. Es sei dahingestellt, ob die Unentschiedenen auch zuhören; auf jeden Fall ist es besser, die alte Methode des «Canvassing» anzuwenden. Dies stellt die «persönliche Bearbeitung» des zögernden Wählers dar. Jede Partei hat ein Register aller Stimmberechtigten in jedem Wahl-

Bilder aus dem deutschen Osten

Ein Tatsachenbericht

von Inge von Wiese

Im Monat März wird eine grosse Aktion der E u r o p a h i l f e besonders zu Gunsten der Flüchtlinge aus dem Osten beginnen. Zufällig ist uns dieser Bericht zugegangen, von einer Frau, die am eigenen Leib das schwere Los der Vertriebenen erlebt hat. Bereits vor einigen Wochen haben wir in Nr. 52 in dem Artikel «Besuch bei Vertriebenen» über das schwere Los dieser D. P. berichtet, sind aber dann von verschiedenen Seiten darauf aufmerksam gemacht worden, dass bei allem Verständnis für das Los dieser Aermsten nicht verschwiegen werden dürfe, dass das vorgängige deutsche Regime in diesen Gebieten eben weitgehend dazu angetan war, diesen furchtbaren Hass zu erzeugen, der sich dann nachher in Grausamkeiten und Repressalien entlud, deren Opfer die Flüchtlinge und Vertriebenen geworden sind.

Da es nicht der Zweck dieser Veröffentlichung ist in unserem Blatte dem Hass der Deutschen gegen die Polen, bei denen ihr Regime so gut wie in der Tschechoslowakei ja auch verheerend gewütet hat, Raum zu geben, sind einige Stellen gestrichen worden, treu dem schweizerischen Prinzip: Nicht mitzuhassen, mitzulieben sind wir da, besonders jetzt wo wieder ein dringlicher Ruf nach Hilfe an uns ergeht. Die Redaktion.

An die russische Besatzung gewöhnte man sich allmählich. Man lernte sie kennen. Man wusste, wenn einem die Maschinenpistole schon an die Stirn gesetzt war, so drückte der Iwan noch lange nicht ab. Man hatte gelernt, wieder zu brüllen, wenn er brüllte: «Frau! Schnaps! Ich schiesse!» Man raffte seinen letzten Mut zusammen und brüllte ebenso: «Mach, dass Du raus kommst, ich hol den Kommandanten.» Manchmal half das und er trollte sich. Oft auch nicht, dann setzte er einem das runde Mündungsloch der Pistole an die Schläfe. «Ich schiesse!» Man antwortete ruhig, obgleich einem das Herz im Halse schlug: «Schiess doch!» Mancher hatte noch einen russischen Brocken aufgeschnappt und setzte hinzu «nitschewo — egal». Dann grinste der Kerl, als hätte er nur einen kleinen Spass machen wollen (hat er eigentlich auch nur) und ging aus dem Hause. Wie gesagt, man gewöhnt sich daran, aber dieser Sport riss dennoch an den Nerven.

Eines Tages kamen in den — immer vom übrigen Schlesien etwas abgesonderten Glatzer-Kessel beunruhigende Nachrichten. Eine Nachbarin war zu Fuss nach Breslau gelaufen, um ihre Eltern zu suchen, und hatte dann weiter den langen Weg nach Wohlau gemacht, um zu sehen, ob von ihrem Haus noch eine Mauer stand. Allmählich war sie über Liegnitz und Glatz in unsere verlorene Ecke zurückgekehrt. Sie brachte schlimme Nachrichten. In Breslau beschossen sich Polen und Russen. Abwechselnd hisste man auf dem Breslauer Rathaus die russische und polnische Flagge. Rechts der Oder hatten die Polen schon von Schlesien Besitz genommen. Die Frau fand in Wohlau ihr Haus noch unversehrt, aber es war Polen als Eigentum übergeben worden. Viele deutsche Familien, besonders Frauen mit kleinen Kindern, waren in der Stadt geblieben, weil sie keine Zeit hatten, noch vor den Kampfhandlungen zu flüchten. Sie schlichen in der kleinen Stadt umher, dem Verhungern nahe. Man hatte sie aus ihren Wohnungen getrieben, sie versteckten sich in Scheunen und Speichern und gruben die wenigen Früchte aus den Feldern aus. Dann wurden sie von den Polen zur Arbeit herangeholt. Sie mussten alle Namensschilder polnisch malen, und Schuttaufräumen mussten sie auch. Als Entgelt bekamen sie ein Wassersuppe am Tag, die sie mit ihrer Familie — gleich, ob sie aus zwei oder zehn Köpfen bestand — teilen mussten. Die Kinder starben zu hunderten. Nur solange die Mutter noch einen Wertgegenstand besass, ein silbernes Kettchen vielleicht, konnte sie die Kleinen durch eingetauschte Lebensmittel am Leben erhalten. So sah das Land an der Oder aus.

Dann war einer in Glatz gewesen, und der hatte die rot-weisse Polenfahne auf der Festung wehen sehen. Er wusste es genau, die Polen hätten behauptet, Glatz und die ganze Grafschaft wären nun polnisch. Wir wollten es nicht glauben. Wir hörten Tag und Nacht an unserem in den Dachsparren versteckten Radio. Auch der englische Sender sagte nichts davon, dass Schlesien polnisch würde. Beromünster auch nicht und nicht Amerika. Was ging nur um uns vor? Abgeschnitten nicht nur vom übrigen Deutschland, sondern schon vom nächsten Dorf, waren wir nur auf Gerüchte angewiesen. Zwei Tage später wurde in unserer Kreisstadt Habelschwerdt ein polnischer Dankgottesdienst abgehalten, dafür, dass das Land nun endlich wieder polnisch geworden wäre.

Und plötzlich hingen auch an unseren Aushängetafeln und an den Bäumen Aufrufe in deutscher und polnischer Sprache, etwa so: Dank der heldenhaften Roten Armee und den siegreichen polnischen Freischaren ist uraltes slawisches Land wieder zu Polen zurückgekehrt. Wer von der deutschen Bevölkerung sich ehrlichen Herzens zum Polentum bekennt, der wird auch seinen Platz im polnischen Vaterland finden.» So ähnlich waren die Worte und genau so war ihr Sinn. Zugleich gab es polnische Kommandanten und polnische Bürgermeister. Diese Kommandanten wechselten täglich und die Bürgermeister wöchentlich, aber die Polen blieben. Sie blieben, obwohl die Russen meinten, die polnischen Aufrufe sollte man abreissen, weil sie nicht hergehörten. Die Polen blieben. — Tausende von Menschen wurden so auf die Landstrassen gehetzt und zogen wochenlang zu Fuss von einem zerstörten Ort in den anderen. Ohne Lebensmittel.

Polnisches Militär war nicht zu sehen, nur halbwüchsige Jungen machten die Strassen unsicher, einen Karabiner am Bindfaden um den Hals gehängt und eine rot-weisse Armbinde am Aermel.

Und dann kam der Tag, an dem in unserer Nachbarschaft die ersten Austreibungen vorkamen. Das geschah so:

Das Dorf wurde von bewaffneten Polen umringt. In jedes Haus drangen sie, jedes Gehöft umstellten sie. In zehn Minuten wäre das Dorf im geschlossenen Zug zu verlassen. Die Familien packten in fieberhafter Eile die notwendigsten Sachen zusammen. Dann versammelten sich die Dorfleute zu einem langen Zug mit Handwagen und Karren. Voran ritten Polen, am Schluss ritten Polen und an den Seiten ritten Polen, die mit Reitpeitschen auf die alten Frauen einschlugen, wenn sie nicht so schnell mitkamen. Wenn sie fragten, was mit ihnen geschehen würde, antwortete man ihnen, sie kämen nach Warschau zum Wiederaufbau. Man trieb sie die steilen Bergstrassen hinauf in östlicher Richtung. Abends, es war schon dunkel, wurden sie in eine Scheune eingesperrt. Sie durften nicht abkochen, sondern nur

bezirk und die «Bearbeitung» erfolgt systematisch von Strasse zu Strasse, von Haus zu Haus, von Wohnung zu Wohnung. Dieser ermüdenden Arbeit unterzieht sich der Kandidat oft selber, unterstützt von Parteimitgliedern, Bekannten und Freunden, von Familienangehörigen und seiner Frau. Ein bekannter Unterhausabgeordneter von Nord-London bemerkte, dass seine Mitarbeiter nicht sehr von dieser «Bearbeitungsaufgabe» eingenommen waren. So brachte er sie mit folgender, kleinen List dazu. «Canvassing» tun wir diesmal nicht; das einzige, was ich haben möchte, ist, dass Ihr mir die «Tories» — so heissen die Konservativen im Volksmund — ausfindig macht,» kündet er an. «Wenn Euch geöffnet wird, richtet einen schönen Gruss von mir aus und fragt, ob sie für die Konservative Partei ihre Stimme abgeben werden. Wenn dann geantwortet wird: «ja, natürlich, wir sind alle gut konservativ,» dann fragt sie noch, ob sie ein Plakat für ein Fenster haben wollen; wenn aber die Antwort lautet: «ich weiss nicht recht,» oder «ich muss erst den Mann fragen»; dann sagt: «können wir Ihnen vielleicht helfen, in was sind Sie besonders interessiert? Wohnproblem? Nahrungsmittelsubventionen? Vollbeschäftigung? Wir werden Ihnen unsere Broschüren schicken.» Dann macht ein Kreuz hinter diese Namen, denn diese sind wichtig. Wenn Euch aber gesagt wird: «Wir sind Labour», dann sagt: «very well — gute Nacht! und geht weg.» Der «Bearbeiter» wird mit ganz wenigen Ausnahmen höflich und zuvorkommend behandelt. Nur zu oft wird er viel zu lange aufgehalten und wird ihm das Herz ausgeschüttet. Er erhält Einblick in das Leben seiner Mitbürger und Nachbarn in seinem Wahlkreis. Hat er ein feines Ohr und gutes Gedächtnis für soziale Fragen, so werden diese Nöte und Mängel seinem Chef weitergeleitet, und dieser wird sich das merken, wenn er ins Unterhaus kommt. Ein kluger Unterhausabgeordneter wird nicht nur vor den Wahlen, sondern die ganze Amtszeit hindurch die Bedürfnisse seines Wahlkreises vor Augen haben. Und wer hilft ihm dabei am besten? Sieht die schlechten Zustände, hört, was geredet wird — und vermittelt, wenn nötig? — seine Frau.

Angefangen mit Frau Attlee, der Frau des Premierministers im letzten Kabinett, und Frau Churchill, der unermüdlichen Mitarbeiterin ihres Mannes, sind diese Frauen die rührigsten und verständnisvollsten Vertreterinnen der Sache ihrer Männer. Gerade die führenden Männer in allen Parteien haben nicht nur die eigenen Wahlkreise zu pflegen, sondern unterstützen die jüngeren und weniger bekannten Kandidaten ihrer Partei in anderen Wahlkreisen. Das bedeutet lange Reisen von einem Ort zum andern im ganzen Land herum, verbunden mit ständigen Reden. Frau Attlee chauffiert den Wagen ihres Mannes auf einer Fahrt von rund 1000 Meilen. Sie werden neun Tage unterwegs sein; an 34 verschiedenen Orten wird ihr Mann Reden halten und am Tag zum Teil achtmal an Versammlungen teilnehmen. Seine Frau wird sich überall mit ihm zeigen. Anlässlich seiner Ernennung zum Kandidaten sagte Winston Churchill seinen Anhängern, dass er begreiflicherweise viel von seinem Wahlkreis weg sein werde, aber er lasse seine Frau zurück, sie werde nach dem Rechten sehen. Und so geht es weiter, eine lange Reihe von vielen Frauen, die bei allem Wetter von Haus zu Haus gehen, unendlich viele Tassen Tee trinken und für ihre Partei und vor allem für ihre Männer werben.

Ein letztes Wort der Anerkennung sei noch den 125 weiblichen Kandidaten aller Parteien gewidmet. Davon gehören 42 Frauen der «Labourparty» an (29 verheiratete Frauen darunter) und 28 der Konservativen Partei. Jede einzelne davon wird auf Ausdauer, Geduld, Beschlagenheit und Wissen geprüft. Für viele ist es das erste Mal, dass sie sich in dieser Kunst üben. Nicht alle werden sich so wendig zeigen, wie Frau Dr. Sommerskill, welche im Ernährungsamt eine leitende Rolle inne hatte, ohne die Mitarbeit und Anteilnahme der Frauen könnte man sich die Wahlen in England gar nicht vorstellen.

G. K.-London

Die alleinstehende Frau von heute

Della Zampach, Wien

Noch nie hat es so viele alleinstehende Frauen gegeben, wie heute, nach diesem furchtbarsten aller Kriege und noch nie hatten die andern Menschen eine grössere und tiefere Verpflichtung diesen alleingelassenen Frauen zu helfen. Nach diesen schrecklichen Jahren, wo wir alle um unsere Lieben draussen im Feld gebangt haben, ist nun für viele nur die Hoffnungslosigkeit geblieben, denn viele haben heute keine Aussicht mehr, ihre vermissten oder verschollenen Verwandten oder Freunde wiederzusehen. Jedenfalls ist diese Aussicht sehr gering geworden und so sind viele Gattinnen, Mütter und Töchter ganz plötzlich auf sich selbst gestellt. Davon haben viele nicht mehr den Mut oder die Kraft dieses Leben allein zu tragen. Denen müssen wir helfen und zwar jene unter uns, mit denen es das Schicksal gut gemeint hat, an denen mancher Kelch des Kummers vorbeiging, die zu den Glücklichen gehören, deren Wunden wieder heilen können. Wir also müssen helfen, wo wir können und dürfen nicht selbstsüchtig beiseite stehen. Und wer es schon nicht als etwas selbstverständliches tut oder aus sittlicher Grösse, der möge doch nicht daran vergessen, dass sich alles Gute belohnt und alles Böse noch in diesem Leben vergolten wird. Wie oft haben wir dies alles schon selbst in unserer Umgebung erfahren! Jede, die uns braucht, soll unsere Hilfe verlangen können und überall, wo es gilt, alleingelassenen Frauen beizuspringen, sollen wir bereit dazu sein.

Viele Frauen haben im Krieg den Mann ersetzt und haben einen Wirkungskreis gefunden und ausgefüllt. Der soll ihnen erhalten bleiben, dann wird er ihnen über manche schwere Stunde hinweghelfen, besser als alles andere. Manche ist in den Jahren, wo sie zuhause allein sass, zur Künstlerin geworden, manche hat eine Beschäftigung gefunden, die ihr zusagt. Wir wollen jeder ihre Individualität lassen und nicht wie die Nazis sagen: Es gibt keine alleinstehende Frau, jede muss sich in die Allgemeinheit «eingliedern». Aber die Möglichkeiten müssen wir diesen Frauen geben und ihnen helfen einen Platz im Leben zu finden und ihn auszufüllen.

Vor allem sind es wohl die geistig schaffenden Frauen, die dazu die Möglichkeit haben, andern zu helfen und denen müssen wir die Wege dazu ebnen und ihnen die Behelfe an die Hand geben, helfen zu können. Frauen, die das ganze Leben hindurch schwer gearbeitet haben, wird es heute auch nicht so schwer werden, weiterzuschaffen. Aber Frauen, die vom Gatten, Vater oder vom Sohn betreut wurden, die zart sind und nicht sehr widerstandsfähig, die brauchen uns zu allererst und denen müssen wir Hände und Herz reichen um zu helfen. Wie bescheiden ist oft das Glück. Wie wenig brauchts manchmal, um einer armen Frau zu helfen, ein paar gütige Worte, ein wenig Mitgefühl und schon sieht das Leben wieder lebenswert aus. Ein wenig Unterstützung brauchen wir vom Staat, dann wird es uns leicht werden, zu helfen.

Wir hatten vor dem Krieg allerhand Möglichkeiten. Da war der Frauenklub, der einige angenehme Räume besass und dort konnte man seine Zeitung lesen, eine Tasse billigen Tee oder Kaffee trinken und sogar eine Kartenpartie fand man, hauptsächlich aber hatten wir ein — warmes Zimmer. Und ich kannte eine liebe alte Kollegin, die täglich, um das Trambahngeld zu sparen, zu Fuss den weiten Weg von ihrer Wohnung in die Stadt ging, dort einige Stunden verbrachte, Ansprache fand und vergnügt und beglückt abends ihr Stübchen aufsuchte und zufrieden ihre alten Tage genoss. Wie unglücklich war die liebe alte Dame, als uns die Nazis dies alles genommen hatten. Ganz verzweifelt stand sie vor mir und als sie gegangen war und ich ihr nicht helfen konnte, da musste ich dieser lieben alten Frau, die in ihrem Leben eine recht begabte Schriftstellerin und eine bekannte dazu war, nachschauen und Tränen liefen mir über die Wangen, weil ich nicht helfen konnte.

Was für ein Meer von Leid haben wir heute um uns, vor uns und hinter uns! Und diejenigen von uns, die das Glück haben, dabei durchgekommen zu sein und helfen zu können, müssen wir nicht jede freie Minute dazu verwenden? Finden wir nicht im Ausland, vor allem in der Schweiz, ganz treffliche Vorbilder, die uns helfen, wo sie können und sind wir es wert, wenn wir nicht selbst alles tun? Da muss ich nun sagen, dass gerade die alleinstehende und die alleingelassene, aber zu allererst die ältere und alte Frau vergessen wurde bisher. Habt ihr nicht alle Mütter gehabt und werdet ihr nicht alle einmal alt werden, wie heute die, welche Hilfe brauchen?

Wir Oesterreicher sind ein Volk der Tänzer und der Geiger hat unser grosser Dichter Wildgans gesagt, aber wir haben auch das Herz auf dem rechten Fleck und wollen es gern beweisen. Wenn heute der Oesterreicher wieder hinaus in die Welt geht, von der er zehn Jahre abgeschnitten war, dann wird er zeigen, dass die Hilfe, die uns von irgendwoher kommt, tausendfach vergolten werden soll, durch ein Volk von sittlicher Grösse, das gestählt durch soviel Unglück in jedem einzelnen gross geworden ist. Wir haben immer der Künstler viele gehabt, und wir besitzen sie noch. Und gerade die Kunst soll die Brücke schlagen zu den andern Völkern, zu denen wir nicht nur als Bittende, sondern auch als Schenkende kommen wollen, denn jeder von uns ist in diesen schweren Jahren der Entbehrungen, der Unterdrückung eine Persönlichkeit geworden, Menschen von Format und Grösse und nicht zuletzt ist es die Frau, die im Hinterland genau so an der Front war, wie es früher nur die Männer waren. Die Frau, die heute etwas Besonderes zu leisten imstande ist, wenn man uns nur durch die schlimmste Zeit hindurchhilft und dazu — müssen wir uns vor allem selbst helfen, indem wir zusammenhalten, uns stützen und fördern — neidlos — kraftvoll —; unsere besten erkennen und ihnen den Platz einräumen, der ihnen gebührt! Dann wird das kleine Oesterreich bald die Bedeutung in der Welt einnehmen, der es vermöge seiner Begabung und seiner Bestimmung vom Schicksal erhalten muss.

Frau Doktor und Frau Oberst

Die Klagen über den angeblichen Titelhunger der unzähligen schweizerischen Frau Doktor und Frau Oberst werden kaum je verstummen; denn der Grund zu diesen Anreden liegt nicht nur bei der menschlichen Eitelkeit oder im Beharrungsvermögen einer Gewohnheit, sondern vor allem auf sprachlichem Gebiet, und ihn zu beseitigen dürfte unmöglich sein. Herrscht das gleiche Elend bei den Französinnen, Italienerinnen, Spanierinnen, Engländerinnen und Holländerinnen? Nein, keineswegs. Weshalb denn nicht? Ganz einfach, weil die Anrede «Madame», «Signora» usw. klangvoll und getragen tönt und vollkommen genügt, während das mutze «Frau» gebieterisch nach einer Ergänzung verlangt, die im Familiennamen der angesprochenen gegeben ist. Aber was soll man tun, wenn man diesen nicht kennt, nur halb oder falsch verstanden oder gar vergessen hat? Hüsteln oder leer schlucken ersetzt ihn schlecht und ist unhöflich. Hand auf's Herz: wer hat sich in einer solche Lage nicht schon mit der Anrede Frau Doktor oder Frau Oberst vor einer peinlichen Stille gerettet? Wie ist man bei der Anrede «Fräulein», die das Glück der Zweisilbigkeit besitzt, all dieser Sorgen enthoben. Wie beneidet man den mittelhochdeutschen Dichter, der noch singen konnte: Nemt frouwe disen kranz. Aber auf der Suche nach einer tragfähigen neudeutschen Anrede, die für sich allein zu stehen vermöchte, muss man «Frauchen» wie «Froueli» als ganz ungeeignet verwerfen, darin ist sich wohl jedermann einig, und «Dame» oder «Herrin» ist nicht brauchbarer.

Wer einen Ausweg aus dieser Zwickmühle fände, würde ein Denkmal verdienen. Bis dahin tut ein «Frau Oberst» ohne Brevet oder «Frau Doktor» ohne Hochschulgrad keinem Menschen weh und ist das weit kleinere Uebel. Dies wenigstens findet ein

Frl. Dr.

Politisches und anderes

In der Landesbibliothek

in Bern ist zur Zeit die interessante Ausstellung einer Dokumentensammlung zu sehen: Erklärungen der Menschenrechte aus mehreren Jahrhunderten. Es ist von Freiheit und Menschenwürde zu lesen, schliesslich sogar ein Dokument von 1948 über das «Recht des Menschen auf Ruhe und Freizeit». Ob auch Dokumente, die vom Rechte des weiblichen Geschlechtes auf Gleichstellung im Gesetze zeugen, gezeigt werden — solche Dokumente wären zu finden — entzieht sich unserer Kenntnis.

Schutzimpfung gegen Tuberkulose

Die Sanitätsdirektion des Kantons Bern befürwortet eine Schutzimpfung der Bevölkerung auf freiwilliger Grundlage. Zwei Berner Aerzte haben die Organisation solcher Schutzimpfungen und deren Erfolge in Skandinavien, wo sie schon länger eingeführt sind, studiert und es wird der Berner Liga gegen Tbc. übergeben, die Organisation im Kanton durchzuführen.

Gegen Schundliteratur

Die Bundesanwaltschaft hat kürzlich drei französische Blätter, deren Inhalt an die niedrigsten Instinkte appellierte, verboten. Da neuerdings unser Land auch wieder mit deutscher und österreichischer Schund- und Schmutzliteratur reichlich bedacht wird, ist solches Eingreifen doppelt zu begrüssen. Die Inhaber der Kioske tragen hier grosse Verantwortung: wenn sie diese Produkte nicht vertreiben, werden solche viel weniger ins Volk gelangen können. Die Oeffentlichkeit wird ihnen Dank für solche Haltung wissen.

Die Rundspruchgesellschaften

von 20 Ländern Westeuropas haben sich zu einer Union zusammengeschlossen, deren Sitz in Genf sein wird. Diese Neugründung erlaubt eine bessere Fortführung von bisher schon unternommenen Betsrebungen. Russland und seine Satellitenländer waren zur Gründungstagung geladen, kamen aber nicht.

Um den Schutz der heiligen Stätten Jerusalems

In Genf tagte der von der UNO eingesetzte Treuhandschaftsrat und nahm die Wünsche der Vertreter verschiedener Kirchen entgegen. Gegenwärtig sollen Verhandlungen mit den Regierungen von Israel und Transjordanien stattfinden, in deren Händen z. Zt. je ein Teil der Stadt ist. Die UNO hat vor einiger Zeit eine Internationalisierung Jerusalems vorgeschlagen, die aber weder Israel noch Transjordanien annehmbar scheint. Israel hat die Stadt zu seiner Hauptstadt ernannt, will aber die Garantien geben, dass die heiligen Stätten geschützt und die Religionsfreiheit daselbst gewährleistet werden soll. Man hofft, sich einigen zu können.

Flucht unter die Erde

Die amerikanische Regierung veröffentlichte soeben ein Werk: Schäden durch atomische Explosionen und Pläne für Schutzbauten. Es wird Architekten und Ingenieuren empfohlen, fortan wichtige Gebäude so weit wie möglich von strategischen Gefahrenzonen entfernt zu errichten oder sie unterirdisch zu erstellen ... Mit den Luftschutzkellern fing es einst an, wo und wie es enden wird, weiss kein Mensch.

Zweierlei Recht

Mit Trauer lesen wir, dass soeben ein zwanzigjähriges Mädchen sein uneheliches Kind geboren und sofort erwürgt hat. Die junge Bürolistin hatte sich von einem Unbekannten einladen lassen und sich ihm bei der ersten Begegnung hingegeben. Schon anderntags erfuhr sie, dass der Mann verheiratet und nicht, wie er angegeben, Ingenieur, sondern Vertreter war, und sie brach die Beziehung sofort ab. Das Kind aber war gezeugt und die Verzweiflung des leichtsinnigen Mädchens lässt sich denken. Das Berner Strafamtsgericht hat die Schuldige zu vier Monaten Gefängnishaft, bedingt erlassen, und zur Tragung der Verfahrenskosten verurteilt. Dass auch der Verführer, der Kindsvater, zur Rechenschaft gezogen worden wäre, davon ist keine Rede. Ohne die Fehler des Mädchens beschönigen zu wollen, fragen wir: wäre es nicht gerecht, in solchen Fällen endlich auch den Verführer zur Rechenschaft zu ziehen?

Madelaine Otth †

In Lausanne starb die Bildhauerin Madelaine Otth, die sich ihren Namen vorwiegend durch Plastiken von Kindern gemacht hat.

E. B.

---

von ihrem wenigen Brot essen. Am anderen Morgen, so hiess es, ging der Marsch weiter nach Osten.

Mit Zittern erwarteten sie den Morgen. Immer wieder schauten sie zum Scheunentor hinaus, wann die Peiniger wieder kämen. Es wurde Mittag, und es waren keine Polen zu sehen. Da machten sich ein paar Mutige auf den Weg zum Auskundschaften. Sie fanden auch keine Polen, und die Bewohner des Dorfes erzählten ihnen, dass die Polen, die sie am Abend gebracht hatten, am frühen Morgen abmarschiert waren. Am Nachmittag entschlossen sich die Bauern, wieder in ihr Heimatdorf zurück zu wandern. Sie kamen auf Umwegen durch die Bergwälder zurück. Schweigend, mit Kundschaftern, die ihren Zug sichern sollten, mit aller Vorsicht, damit sie nicht bemerkt würden, wanderten sie voran. Es kam aber kein Mensch, der ihnen etwas anhaben wollte und ihre Vorsicht war unnötig. Sie kamen unbehelligt in ihr Dorf zurück. Dort freilich blieb ihnen vor Schreck der Atem aus. Sie fanden eine Wüste vor. Nicht nur, dass alle Häuser ausgeplündert waren, dass alles Vieh und alle landwirtschaftlichen Geräte gestohlen waren, auch die Häuser waren zerstört. Einfach sinnlos zerschlagen, die Türen und die Fenster, die Oefen eingeschlagen und die Kacheln auf die Wiese geworfen. Wenn die Betten nicht mitgeschleppt werden konnten, dann zerschnitten sie den Inhalt und verstreuten die Federn. Bücher und Bilder, für sie wertlose Gegenstände, zerrissen die Polen.

Die Bauern begriffen es nicht, als sie auf ihren Höfen standen und das Unglück sahen. Die Sieger zerstörten das ihnen zugesprochene Land. Wie sollte man das auch verstehen?

In den kleinen Häusern auf der Waldwiese war man sich nicht einig, ob man nach Westen flüchten sollte oder nicht. Die Nachrichten im englischen Sender waren zwar jetzt eindeutig. Dort hiess es, die Besiedlung von Schlesien durch die Polen mache gute Fortschritte. Die restlichen Einwohner der östlichen Provinzen, wie aus Schlesien, Pommern und Ostpreussen müssten noch ausgewiesen werden. Erregte Debatten entspannen sich. Die Menschen wollten die Nachrichten nicht glauben. Sie glaubten lieber den vielfältigen Gerüchten: Die Amerikaner sind auf dem Anmarsch uns zu befreien! Nach den Potsdamer Beschlüssen müssten sich die Polen aus Schlesien zurückziehen. Alles glaubten sie, wie sie der Goebbelspropaganda geglaubt hatten. Jedenfalls einigte man sich nicht in den Häusern auf der Waldwiese. Die Einheimischen blieben, damit meine ich die Waldarbeiter, die ein wenig Aecker besassen und Vieh. Die «Städter», die dort wohl ein Haus besassen, aber deren Lebensmöglichkeit durch die polnische Annektion völlig zerstört wurden, entschlossen sich, zu gehen. Nach einem Jahr war dieser Schritt gerechtfertigt, denn es wurden wirklich alle Deutschen vertrieben, sie retteten wenigstens einen Koffer ihrer Habe, während die Zurückbleibenden in dem Jahr auch diesen kleinsten Besitz noch verloren.

Einen Versuch machten die Städter von der Waldwiese noch: sie schickten das jüdische Mädchen zum Kommandanten, um zu erfragen, was er ihr raten würde. Der Russe hatte erschrocken gefragt, warum sie denn immer noch da sei. Sie solle machen, dass sie so schnell wie möglich aus Schlesien heraus käme.

So packten die beiden Familien ihre Sachen zusammen. Jeder einen kleinen Handkoffer und einen Rucksack. Im Rucksack die Lebensmittel, im Koffer die notwendigsten Bekleidungsstücke. Was sind «notwendigste Bekleidungsstücke»? Wenn ich ein Paar warme Strümpfe einpacke, muss ich etwas Wäsche heraus nehmen. Zwei Paar Schuhe kann ich nicht mitnehmen, dann bekomme ich keinen Rock mehr in den Koffer. Der Regenmantel? Natürlich ist er notwendig! Aber ich habe trotz Julihitze den Pelz an, da kann ich unmöglich noch einen Regenmantel schleppen. Also wird er über den Stuhl geworfen, wo schon ein gelber Flauschmantel — die letzte Erinnerung an das Auto — liegt, die grüne Lederjacke, die Skihose — ach nein, es ist gar nicht zu sagen, was sich dort türmt. Auf einmal erinnert jemand an das vergrabene Silber und den Schmuck im Wald. Dass wir das vergessen konnten! Wer weiss, ob man nicht einmal von seinen silbernen Löffeln leben muss. Das Silber ist wichtiger als eine seidene Bluse. Man rennt in den Wald hinter den Holzstall.

Einer zweifelt daran, dass wir die Stelle wieder finden. Aber das ist selbstverständlich, so gut wie sie markiert worden ist. Dort der Farrenbusch ist das Zeichen und zwei Hände breit daneben fing man damals an zu graben. Das tut man auch heute. Meist muss man mit der Spitzhacke schlagen. Die Frauen beeilen sich. Endlich hat das Loch die nötige Tiefe. Der Blechkasten müsste gleich zu sehen sein. Sie hackten vorsichtiger, sie kratzen mit den Händen, gleich würden sie an das Metall stossen. Da sagt jemand: nein. Hier stossen wir nicht mehr drauf, wir sind schon viel tiefer. Also müssen die Sachen an einer anderen Stelle liegen. Man sieht sich noch einmal die Markierungen an. Man misst ab, rechnet aus und gräbt von neuem. Eine Hand breit daneben. Es hat recht lange gedauert, bis man endlich an die vergrabenen Gegenstände gekommen war. Man hatte immer darumherum gegraben, manchmal nur um wenige Zentimeter. Im letzten dämmrigen Licht des Buchenwaldes holte man endlich die beiden Kästen aus der Erde.

Der Rucksack wurde noch einmal ausgeleert und die silbernen Essbestecke hinein gestopft. Er war kaum zu heben und noch keine Nahrungsmittel und noch kein Strumpf waren darin. Also musste man sich von einem Teil des Silbers trennen. Die Messer wurden zuerst herausgeworfen. Sie enthielten weniger Silber und waren besonders schwer. Dann folgten die Gabeln und schliesslich die Suppenlöffel. Ein Dutzend Teelöffel waren die kläglichen Reste, die man sich zugestand, damit Erbsen, Griess, Mehl, Zucker und ein Stückchen Speck wieder ihren Platz bekamen. Da lagen nun die blinkenden Sachen hingeworfen zwischen Mänteln, Kleidern und Schuhen. Schmuck und zwei kostbare Photoapparate steckte man zwischen Nudeln und Erbsen.

Inzwischen war es Nacht geworden. Man ging

«Frau Dr.»

Bei einer wahren Flut von diesbezüglichen Zuschriften und einer bevorstehenden Formatveränderung der Zeitung, können wir erst in der übernächsten Nummer die Beiträge zusammenfassend bringen. Weitere Artikel zu diesem Thema können nicht mehr berücksichtigt werden.

Die Redaktion.

Maryke

Als im Frühjahr 1946 die holländische Kronprinzessin Juliana an Bord eines heimkehrenden Truppenschiffes die Truppen begrüsste, hat sie sich eine leichte Infektion zugezogen. Zwar ist Röteln an und für sich eine ganz harmlose Krankheit, aber...

*

Dass es in den Kriegsjahren namentlich in den besetzten Ländern Europas kaum möglich war, in jeder Hinsicht, auch wissenschaftlich, auf der Höhe zu bleiben, ist vollkommen erklärlich. Ganz anders lagen die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten, wo die Forscher mit fieberhaftem Fleiss arbeiteten und immer neue Errungenschaften feststellen konnten. Denken wir bloss an das Heilmittel Penicilin.

In jenen Jahren konnte festgestellt werden, dass Röteln während der ersten vier Monate der Schwangerschaft eine ernste Gefahr für Blindheit der keimenden Frucht bedeutet. In Amerika hat man radikale Auffassungen, und somit ist ein sonst streng untersagter Eingriff: abortus provocatus im Falle von Röteln, wenn die Mutter einverstanden ist, aus medizinischen und Rasse-Gründen zugelassen. Diese Kenntnisse waren den Aerzten Europas nicht sofort bekannt geworden. Kaum ein Jahr nach der Befreiung war so vieles noch terra incognita, was uns heute selbstverständlich ist.

*

Als am 18. Februar 1947 das vierte Prinzenkind in den Niederlanden zur Welt kam, raunte es alsbald durch das Land: Maryke* ist blind. Armes kleines Ding, welches das Organ vermissen musste, durch welches vielleicht die wertvollsten Eindrücke zu aller Zeit die Menschenseele erreichen. Glücklicherweise hat eine Operation, wohl der Linse, Besserung gebracht, und wie dankbar waren wir Holländer alle, als wir hörten und auf den Photos sahen, dass bei der Taufe das kleine Ding nach den glitzernden Tressen an Vaters Uniform gegriffen hat! Und noch spüren teilnehmende Mütter nach jeden neuen Photos danach, inwieweit das Leiden wohl sichtbar und für das Kleine selbst fühlbar sein möge. Jedenfalls hat Maryke als vollwertiges Mitglied ihren Platz im glücklichen Familienkreis im einfach gehaltenen Palast in Soestdyk, wie das übrigens heutzutage als psychologisch richtig erkannt wird. Aber der Weg durchs Leben wird für sie auf besondere Weise gebahnt werden müsen. Und das Leid der kleinen Prinzessin wird zugleich zur Wohltat aller Kinder, deren Sehvermögen für immer, oder in den Kinderjahren, unter einer bestimmten Grenze bleibt.

Sehr bald nach Marykes Geburt sind die königlichen Eltern nach England gefahren, um sich auf dem laufenden zu halten über die Weise, wie dort «schlecht sehende» Kinder unterrichtet werden. Und weil in den Vereinigten Staaten dieser Unterricht schon allgemein ist, hat Frau Dr. L. C. Lambert-Anema aus Rotterdam vor kurzem eine Studienreise nach Amerika gemacht. Bald wird darüber eine Schrift erscheinen mit Vorwort des heutigen Unterrichtsministers, und eine Einleitung von Prof. Dr. H. J. M. Weve aus Utrecht, welcher seinerzeit Maryke operiert hat.

*

Kaum war das Missgeschick der kleinen Maryke bekannt, da regnete es — wie eine bekannte Gynäkologin erzählte — auch in Holland von Anfragen um Schwangerschaftsunterbrechungen; denn ihr Kind der grossen Gefahr der Erblindung auszusetzen, das wird wohl kaum eine tieffühlende Mutter wissend verantworten wollen.

*

So soll nun mit der «Arbeitsstätte-Kindergemeinschaft» (von Schule wird nie gesprochen) von Kees Boeke in Bilthoven (Prov. Utrecht), über welche wir schon berichtet haben und wo auch die beiden ältesten Prinzesschen zur Schule gehen, mit dem obengenannten Unterricht ein Anfang gemacht werden. Dr. Lambert-Anema gehört zu den Vorstandsmitgliedern dieser modernsten und merkwürdigsten Unterrichtsstelle. Die Kinder, welche für diesen speziellen Unterricht in Betracht kommen, werden immerhin ihre Plätze zwischen den anderen normalsehenden Kindern einnehmen. Bis Maryke das schulpflichtige Alter erreicht haben wird, werden viele Kinder schon die segensreiche «Neuigkeit» einer normalen Entwicklung ihres Verstandes und ihrer eventuellen Talente erhalten haben, ohne durch ein anormales Gesichtsvermögen behindert worden zu sein.

*

Dass das jüngste Prinzesschen stark im Herzen der Bevölkerung lebt, darf daraus hervorgehen, dass ihr Bildnis das erste ist, das «modelliert» wird, und zwar von einer Zwölfjährigen! Josientje Gerritsen ist zweifelsohne ein talentiertes Mädchen, sonst würde sich die Königin persönlich kaum Zeit und Mühe geben, um Maryke auf ihrem Schoss «modellsitzen» zu lassen, damit Josientje tatsächlich nach dem Leben modellieren kann. Die beiden ältesten Schwestern Trix und Irene, welche in der Werkstätte-Kindergemeinschaft das Modellieren auch mit grossem Erfolg betreiben, sehen oft zu. Sie scheinen übrigens ihre Veranlagung zu dieser Kunst von ihrem Vater geerbt zu haben. Das Bildchen der Maryke wird am 18. dieses Monats von der jungen Künstlerin der Kleinkinderanstalt in Nymwegen überreicht werden.

W. W. F.-D.

* Maryke spricht sich wie Mareike aus, nicht wie Marieke.

Die Unterbringung unserer Schulentlassenen

Von Eugen von der Crone, kant. Jugendsekretär Pfäffikon/Zch.

Die Frage der richtigen Placierung der Schulentlassenen ist ein Problem von grösster Tragweite. Wenn wir junge Leute zu placieren haben, so tun wir dies — wenn wir nicht Vormund sind — im Auftrage der Eltern oder des Inhabers der elterlichen Gewalt. Letzteren kommt in erster Linie die Verantwortung und die Sorgepflicht für die Unterbringung der Kinder zu und wenn wir dabei mithelfen, so tun wir dies nur als Ratgeber oder als Beauftragte. Es handelt sich um junge Menschen, die in eine Lehre treten, die Hilfsarbeiter, Handlanger- oder Ausläuferstellen annehmen, um Jugendliche, die in ihrer vollen Entwicklung begriffen sind, die voller Hoffnung ins Leben hinaustreten und von ihm alles erwarten, um junge Leute, die sich freuen auf die Lösung von zu Hause, wo sie sich oft gebunden und eingeengt fühlen und die von der Fremde Freiheit und Ungebundenheit erwarten. Es sind aber auch oft Jugendliche, die keine Bindungen kennen und an ein freies Leben gewohnt sind und glauben, dies auch in der Fremde fortsetzen zu können und die daher in jeder Beziehung einer besonderen Führung und Fürsorge bedürfen. Manche Eltern geben dem Drängen ihrer Kinder, sie in die Fremde ziehen zu lassen nach, weil sie ihrer Aufgabe als Erzieher müde geworden sind und hoffen, dass die Fremde die Kinder dann schon noch erziehen werde. Aber der fremde Lehrmeister hat heutzutage meistens keine Zeit, um sich der Erziehung zu widmen; seltene Ausnahmen bestätigen auch hier die Regel. Der junge Mensch wird wohl als Mitarbeiter geschätzt, aber um seine menschlichpersönliche Entwicklung will und kann man sich selten kümmern. Und doch, wie wenige der Schulentlassenen sind schon fertig erzogene Menschen? Wieviele sind den überall lauernden Gefahren gewachsen und können ihnen ohne Hilfe widerstehen?

Niemand lässt ein Schiff, das leck ist, aufs Meer hinaus. Darum sollte auch kein junger Mensch ins Leben hinausgeleitet werden, wenn er nicht eine sichere Grundlage mit hinausbringt. Denn sonst kommt der Schiffbruch und die schönen Hoffnungen sind zerstört.

Leider sind Stellen, seien es Lehr- oder Arbeitsstellen, mit Kost und Logis in den letzten Jahren stark zurückgegangen. In der Industrie sind wir uns dies ja gewohnt. Dass aber im Handwerk und im Gewerbe es je länger je weniger üblich ist, Stellen mit Kost und Logis zu finden, das gibt zu denken. Besonders schlimm steht es in Städten und in grösseren Ortschaften. Zu all dem kommt noch dazu, dass es schwer hält, geeignete Kost- und Logisorte zu finden. So treffen wir viele Jugendliche in Wirtschaften, in alkoholfreien Gaststätten ihre Malzeiten verzehren und am Abend treffen wir sie dann an Strassenecken, am Bahnhofplatz, im Kino und im Dancing. Wir sollten sie aber treffen dürfen in einer heimeligen Stube einer mütterlichen Kostgeberin, in der Freizeitwerkstatt, in der Freizeitstube oder in den Jugendgruppen.

Das öfters feststellbare Malaise der heutigen Jugend ist nicht zuletzt dadurch verursacht, dass die jungen Leute überall im Wege sind und stören, dass sie auf die Strasse müssen, weil sie kein eigenes wohnliches Zuhause haben. Wohnungsnot und Egoismus versperren dem jungen Menschen oft den Weg zu dem, was er braucht für sein Eigenleben.

Der Berufsberatung, die von Pro Juventute weitgehend gefördert wird, fällt hier die grosse Aufgabe der generellen Aufklärung zu. Wir glauben oft, dass es genüge, wenn wir die uns längst bekannten Grundsätze einmal gesagt haben und vergessen allzuoft, dass es sich jedes Jahr um andere Eltern handelt, die vor diese Fragen gestellt werden. Es sollte mehr bekannt werden, dass sich die Berufsberatung nicht nur derjenigen jungen Leute annimmt, die in eine Berufslehre eintreten wollen, sondern überhaupt aller junger Menschen, die aus der Schule treten, sei es nun, dass sie sofort einen Beruf ergreifen, sei es, dass sie ein Zwischenjahr einschalten oder auf eine Berufslehre überhaupt verzichten. Und gerade die letztere Kategorie junger Leute bedarf besonderer Betreuung. Es sind diejenigen, welche über die meiste freie Zeit verfügen, weil sie nicht in die Gewerbeschule gehen, keine Aufgaben zu machen haben und weil sie überhaupt vom Berufe nicht so in Beschlag gelegt werden, wie der Lehrling oder die Lehrtochter.

Dann scheint mir aber, dass es nötig ist, Handwerk und Gewerbe ganz allgemein auf die Bedeutung einer richtigen Unterbringung ihres Nachwuchses hinzuweisen, zu zeigen, wie wichtig es nicht nur für die Zukunft des einzelnen, sondern auch für die Zukunft des Berufes an sich und für das Ansehen des Berufes ist, wenn sich der Nachwuchs auch ausserberuflich richtig entwickeln kann. Wo die Möglichkeit besteht, Lehrlingsheime zu schaffen, sollte diese Gelegenheit ausgenützt werden. Es ist dies besonders nötig in Städten und für Lehrlinge und Lehrtöchter aus Berggegenden, die es schwer haben, in der Stadt Fuss zu fassen.

Oft scheitert eine richtige Unterbringung des jugendlichen Lehrlings, der Lehrtochter an der finanziellen Frage. Es fehlen die Mittel zur Bezahlung eines ausreichenden Kostgeldes, der Lehrlingslohn ist zu klein. Dann muss oft eine Lösung gefunden werden, die billiger ist, aber den Bedürfnissen des Jugendlichen nicht entspricht. Hier soll nachgeholfen werden und zwar nicht mit verallgemeinender Stipendiengewährung, sondern mit einer individuellen Beitragsleistung, die den Bedürfnissen des einzelnen Falles entspricht.

Vergessen wir aber auch nicht, dass oft ein frischer Wind nötig ist und der junge Mensch nur erstarkt in der Auseinandersetzung mit den Problemen des Lebens. Lehren wir die Jungen selbständig zu werden! Zeigen wir ihnen aber auch, wo sie Rat und Hilfe holen können, wenn sie solche brauchen!

Aus der Anti-Alkoholbewegung

Der schweizerische Personalverband alkoholfreier Gaststätten hielt in der Wirtschaft «Karl der Grosse» in Zürich seine erste Jahresversammlung ab, woran 54 Delegierte teilnahmen. In seinem Jahresbericht erwähnte der Präsident, dass der Verband hundertmal mehr Mitglieder zählt als bei seiner Gründung. Der Personalverband sieht in der Förderung der Berufsinteressen und der Fürsorge für das Personal in den einzelnen Betrieben seine Aufgabe. Die Delegierten bestätigten den Vorstand: Paul Haller als Präsident, Fräulein Delphina Haefeli als Kassierin und Fräulein Gertrud Kuster als Sekretärin. Dazu wurde Paul Wittwer als Beisitzer gewählt. Nach den geschäftlichen Verhandlungen sprach Nationalrat Karl Geissbühler, Leiter der Zentralstelle gegen den Alkoholismus, über die Bedeutung der Mitarbeit im alkoholfreien Betrieb. Auf einige Auswüchse (zum Beispiel Attraktionen) in unserem schweizerischen Gastwirtschaftsgewerbe hinweisend, zeigte er am Beispiel der gemeinnützigen alkoholfreien Restaurants einen Weg zur Wirtschaftsreform und ermunterte das Personal der Alkoholfreien, an der sozialen Hebung unseres Volkes bewusst weiterzuwirken.

Frauenstimmrechtsverein Zürich

Die getreuesten Mitglieder des Frauenstimmrechtsvereins Zürich fanden sich letzte Woche zur Generalversammlung ein und liessen sich durch die Präsidentin, Frau Dr. A. Rigling, über die Jahresarbeit orientieren. Zuvor erinnerte sie an den Leidensweg des Frauenstimmrechtes. Wie lange wird er noch sein? Trotzdem darf man nicht nachlassen, in eifriger Kleinarbeit das harte, steinige Feld zu lockern und das Verständnis für die Aufgaben der Frauen im politischen Leben zu mehren. Erfreulich war, dass eine in Verbindung mit andern Frauengruppen an den Regierungsrat gerichtete Eingabe, wonach die Wählbarkeit der Frauen in die Steuereinschätzungs- und Steuerjustizbehörde zu beantragen sei, insofern Gehör gefunden hat, als im Entwurf zum neuen Steuergesetz dem Wunsch der Frauen Rechnung getragen wurde. Ein besonderes Anliegen des Vorstandes war es, die Mitglieder über wichtige Abstimmungsvorlagen durch sachverständige Frauen und Männer zu orientieren. Einlässlich erläutert wurden das Ladenschlussgesetz, das die Fraueninteressen auf Käufer- und Verkäuferseite berührt, die Naturarztinitiative, das Tuberkulosegesetz. Auch Gesetzen, die vorbereitet werden, wie Kirchengesetz und Volksschulgesetz, schenkte man Aufmerksamkeit. Lebhaften Widerhall fand der Aufruf des Bundesrates an Schweizerfrauen zur Mitwirkung im F. H. D. Dieser Aufruf gab Anlass, in der Presse die Diskussion über das Frauenstimmrecht neu anzufachen. Durch bildende und gesellige Veranstaltungen konnte das Vereinsleben intensiver gestaltet werden. Die zwangslosen Zusammenkünfte jeweilen am Freitag, um 17 Uhr, in der «Münz» verdienen die Beachtung aller

In ZÜRICH Hotel AUGUSTINERHOF St. Peterstrasse 8 Tel. (051) 25 77 22
In DAVOS-PLATZ Hotel RÄTIA 2 Min. vom Bahnhof Tel. (083) 3 60 21
GEPFLEGTE ALKOHOLFREIE HOTEL-RESTAURANTS
an zentraler Lage. Gut eingerichtete Zimmer und behagliche Aufenthaltsräume. Jahresbetriebe
Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

noch einmal durch das liebe Haus. Die Bücherschränke streifte man nur mit einem scheuen Blick. Da standen die Freunde eines Lebens, und man musste sie groben Händen überlassen, die sie zerrissen und zertrampelten, keinem zur Freude und niemand zum Nutzen. Und die Bilder an den Wänden? Da konnte man nicht hinsehen. Alles das musste da bleiben, was einem tausend mal lieber war als Kleider und Schuhe und auch als die silbernen Löffel. Ein kleines Dürersches Christusbild nahm man von der Wand und schob es in eine Jackentasche. Es würde künftig an fremden Wänden hangen. Dann setzte man sich noch einmal vor seinen Schreibtisch. Sah sich die Bilder von den Angehörigen an, kramte in Briefen, blätterte in Photoalben. Hier und da riss man mit zitternden Händen ein kleines Bild heraus. Sonst blieb alles liegen, man hatte nicht einmal mehr Zeit, etwas zu verbrennen. Die Bilder einer glücklichen Kinderzeit, die Kriegsbilder der Gefallenen, Ferienbilder. Tausend liebe Kleinigkeiten, die einem das Leben verschönten.

Dann ist auch der Hund, den man zurück lassen muss. Aber davon kann man nicht schreiben.

Morgen ist es und man geht aus dem Hause. Schwer beladen den Berg hinunter. Zwischen blühenden Wiesen hindurch und gelbwerdenden Kornfeldern. Und man schaut sich nicht ein einziges Mal mehr nach dem Hause um. Man glaubte, es müsse leichter zu ertragen sein, wenn eine Bombe in das Haus schlüge und es in Feuer unter ginge, als wenn man es unversehrt mit allem Hab und Gut räuberischen Händen überlassen muss.

Nun fing der Weg der Flucht an und liess keine Zeit mehr an das zu denken, was man zurück liess.

Auf dem kleinen Bahnhof des Dorfes drängten sich die Menschen, mit Wagen und Karren oder auch nur mit dicken Bündeln auf der Schulter. Meist aus dem Westen — aus Köln und Aachen evakuierte Frauen — die mit kleinen Kindern, den weiten Weg in die Heimat antreten mussten, ohne dass ihnen ein Mensch sagen konnte, ob sie die Möglichkeit haben, anzukommen. Sie fragten nach Zügen, die Bahnbeamten zuckten mit den Schultern. Angeblich ging ein Zug von Liegnitz nach Frankfurt a. Main. Die Frauen freuten sich und dachten, sie wären in drei Tagen am Rhein. Wenn sie ahnten, dass sie Hunderte von Kilometern zu Fuss laufen müssen, dass sie nicht über die russische, englische und amerikanische Demarkationslinie kommen und über die französische auch nicht. Sie wurden einfach verladen und man war froh, die Esser los zu sein.

Wir fanden wirklich noch einen kleinen Platz, nachdem wir unsere Räder verstaut hatten. Ja, wir hatten unsere Räder mit — vielleicht, man kann mal Glück haben, vielleicht bringen wir sie durch. In Glatz war Betrieb wie auf einem Grosstadtbahnhof. Man konnte sich nicht wundern, denn die Bahn war erst seit einer Woche wieder in Betrieb. Wir luden um und schleppten uns mit dem schweren Gepäck viermal auf den anderen Bahnsteig. Die Räder fehlten noch. Ich rollte damit ab. Da hörte ich wie ein Russe hinter mir her lief. «Halt! schrie er. Frau, hörst du nicht?!» Und ob ich ihn hörte. Ich renne weiter. «Frau!» Ich stehe schon vor dem Packwagen. Ich lasse die Räder nicht los. Der Deutsche Beamte nimmt schnell ein Rad in den Packwagen, aber das andere muss ich doch hergeben. Der Russe riss es mir einfach aus der Hand. Um ein Stück waren wir also schon leichter.

In Neurode mussten wir aussteigen, weil die Strecke 6 Kilometer unterbrochen war. Wir luden das Gepäck aus. Ein Rucksack fehlte. Wir kramten das ganze Abteil durch, wühlten in Bergen von Gepäck, der Rucksack fehlte. Sein Verlust war schmerzlicher wie der des Rades: die Kofferschreibmaschine (sie sollte einmal die Grundlage einer neuen Existenz werden.) Schmuck und ein Teil der wenigen silbernen Löffel. In Neurode versuchten wir vergeblich das Gepäck auf dem einen verbliebenen Rad zu türmen. Immer wieder kippte die Karre um. Bis auf den Marktplatz kamen wir, dann sahen wir ein, dass wir unmöglich sechs Kilometer laufen konnten. Das Rad lag mitten auf dem Platz und alle Sachen umher verstreut. Polnische Soldaten standen um uns. Werden sie uns die Sachen nehmen? Da kam einer mit aufgepflanztem Seitengewehr auf uns zu.

«Das Rad?»

«Wir müssen unsere Sachen mit dem Rad fortbringen», sagte ich. «Wir wollen nach dem Westen.»

«Dokument!» fordert der Soldat mit dem Gewehr am Papierbindfaden. Ich krame den kleinen Zettel hervor, den wir uns schreiben liessen. Vielleicht haben wir Glück.

Der Soldat liest und sagt: «Passieren!»

Auf diesem Zettel hatten wir uns von einem polnischen Arbeiter, dem wir manche Freundlichkeit getan hatten, als er beim Nachbarn zur Zwangsarbeit war, einen «Passierschein» schreiben lassen, der besagte, dass wir nach Frankfurt am Main müssten und Gepäck mit Fahrrad besässen. Dieser «Passierschein» war in unserer Wohnstube geschrieben worden und mit der schwungvollen polnischen Unterschrift eines «Kommandanten» versehen. So behielten wir wenigstens das letzte Rad.

In der ganzen Stadt konnten wir keinen Handwagen auftreiben, alle Wagen standen hochbepackt in den Hausfluren. Die Bevölkerung wartete darauf, endgültig ausgetrieben zu werden. Zweimal waren sie schon vertrieben worden und immer wieder in ihre zerstörten Wohnungen zurück gekehrt. Schliesslich erbarmte sich ein Fuhrwerk und lud unseren kleinen Trümmerhaufen ein.

Am Abend landeten wir in Waldenburg-Dittersbach und verbrachten die Nacht im Flüchtlingslager. Die erste Nacht im Flüchtlingslager ist wohl am traurigsten. Man hat noch zu genau die Erinnerung an die Dinge im Herzen, wie man sie einmal besass. Allmählich gewöhnt man sich freilich an das Leben ohne Freude, an den Schmutz des aufgewühlten Strohs, in dem sich jede Nacht jemand anders wälzt, an die fehlende Möglichkeit, sich zu waschen, und an den Hunger. In dieser ersten Nacht im Flüchtlingslager liefen einem noch die Tränen über die Backen. Später leistete man sich das nicht mehr.

Frauen, die den Bestrebungen des Stimmrechtsvereins Verständnis entgegenbringen.

Der Arbeitsplan für das laufende Jahr sieht wiederum Orientierungen vor über Abstimmungsvorlagen. Man will sich ferner einsetzen für die vermehrte Heranziehung der Frauen in ausserparlamentarischen Kommissionen und auf kantonalem Boden einen Vorstoss wagen, damit den Frauen das Initiativ- und Referendumsrecht sowie das Stimmrecht in Sachfragen eingeräumt werde. Aufgabe der Finanzkommission soll es sein, den bestehenden kleinen Fonds für die Finanzierung einer spätern Abstimmungskampagne zu äufnen. Vorgesehen ist, eine Pressekommission zu gründen, einen staatsbürgerlichen Schulungskurs durchzuführen und die Verbindung mit internationalen Organisationen zu pflegen. (Aus «NZZ«).

Veranstaltungen

Zürich: Lyceumclub, Rämistrasse 26. Montag, 20. Februar, 17 Uhr. «Engadin in Farben». Berthe Rinderknecht zeigt ihre Diapositive. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Bern: Schweiz. Lyceum-Club. Freitag, 24. Februar, 16.30 Uhr: Kammermusik-Konzert gegeben von Yvonne Amiguet-Bauty, Geige, und Simone Hofer-Dumas, Klavier. Werke von Bach, Haydn, Bartoli, Honegger usw. Eintritt Fr. 1.—.

Radiosendungen für die Frauen

sr. «Im Erker» heisst der Titel der Plauderstunde unter Freundinnen, die Montag, den 20. Februar, um 14.00 Uhr, zu vernehmen ist. Lilli Fromaigeat unterweist «Mütter, die mit ihren Kindern singen wollen» Mittwoch, den 22. Februar, um 14.00 Uhr. Die zum eisernen Bestandteil des Donnerstagsprogrammes zählende Sendung «Notiers und probiers» wirbt am 23. Februar, um 14.00 Uhr, um Beachtung. Schliesslich spricht Freitag, den 24. Februar, um 14.00 Uhr, Dr. Verena Gessner unter dem Motto «Was mir in England auffiel», und hernach widmet sich Elisabeth Thommen in ihrer Plauderei ihren Hörerinnen.

Redaktion:
Frau El. Studer-v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur. Tel. (051) 2 68 69

Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt». Präsidentin: Frl. Dr. E. Nägeli, Trollstrasse 28, Winterthur

SCHAFFHAUSER WOLLE

MARQUE DÉPOSÉE 50 GRAMMES

Sa.37

BEKANNTE KÜCHENCHEFS EMPFEHLEN!

Käse - Beignets

Für 4 Personen schneide ich 330 gr. Emmenthalerkäse in quadratische Scheiben, die ich mit Paprika würze und in Weisswein tauche. 1/8 Pfund Mehl verrühre ich mit ca. 2 Deziliter Wasser, 2 Deziliter Bier, etwas Salz und 2 Suppenlöffel SAIS-Oel zu einem Teig, den ich eine halbe Stunde ruhen lasse. Dann ziehe ich den Schnee von 2 Eiweiss darunter. Die Käse-Schnitten wälze ich in Mehl, drehe sie im Teig um und backe sie während 3-4 Minuten im heissen Fettbad, welches ich halb aus SAIS-Fett, halb aus SAIS-Oel bereite.

Zunfthaus zur Zimmerleuten, Zürich

SAIS

Jede Hausfrau weiss ... das beste Oel und Fett ist Saïs!

Famosa

a b c

Die unentbehrliche Famosa-Schürze

Famosa-Schürzen sind aus reinbaumwollenem Gewebe hergestellt, das mit der Famosa-Schicht, einem dünnen, durchsichtigen Film aus Kunstharz, unlösbar verbunden wird und nachher folgende Vorteile aufweist:

1. Famosa-Schürzen sind absolut wasserdicht.
2. Sie brechen nicht, kleben nicht und sind deshalb unverwüstlich dauerhaft.
3. Sie können mühelos mit warmem Seifenwasser abgewaschen oder gebürstet werden und bleiben so stets frisch und sauber.
4. Famosa-Schürzen sind ein 100prozentiges **erstklassiges Schweizer Fabrikat,** gesetzl. geschützt.

a) Die handliche Klemmschürze, verschiedenfarbig kariert oder getupft **Fr. 9.80 + 11.80**
b) Klemmschürze mit Oberteil, verschiedenfarbig gemustert . . . . . **Fr. 11.80**
c) Klemmschürze mit Oberteil, ebenfalls verschiedenfarbig kariert, getupft oder gemustert . . . . . **Fr. 12.80**

Preise exkl. Wust

Verkauf: Schürzen-Abteilung im Parterre

Jelmoli

GRANDS MAGASINS JELMOLI S.A. ZÜRICH

METTLER FADEN AUS RORSCHACH

Unsere Hausspezialitäten:
Schurterli, Zürcher Leckerli und Pralinés

Confiserie SCHURTER
Inh. Fr. Michel-Schurter
TEL. 32 72 87 beim Central GEGR. 1869
ZÜRICH

Der heimelige Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren

Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70

Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Ambrosia
das beliebte Speiseöl und Kochfett

MÖRGELI
Vergoldan u. Einrahmen
ZÜRICH SCHIPFE 3 TEL. 23 31 07

Blühende Begonien
schon im Mai, dann jetzt vortreiben! — **Extra grosse u. wüchsige Knollen,** riesenblumig, und gefüllt in 8 Farben, per Stück 35 Rp. **Riesen-Amaryllis,** in 7 Farben, per Stück Fr. 6.50. **Riesenblumige Gladiolen,** extra grosse und wüchsige Knollen, in vielen herrl. Neuheiten, per 20 Stück Fr. 3.50. Gärtnerei **Müller, Wuppenau** (Thg.)

ORO
das altbewährte, feinste Kochfett
zum KOCHEN, BRATEN, BACKEN
Fabr.: Flad & Burkhardt A.-G., Zürich-Oerlikon

Brautschmuck
Schleier u. Kränze
Vasen Blumen
J. FRIEDR. GUBSER
ZÜRICH 1 / PETERSTR. 20 / TEL. 23 60 70